



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

In exitu Israel ex Aegypto, domus Jacob de populo barbaro. Dem Vorwärts gebührt das Verdienst, den Vergleich der Übersiedlung der Börseleute in den Feenpalast mit dem Auszuge der Kinder Israels durchgeführt zu haben, und die Witzblattschreiber beider Völker, der Israeliten wie der germanischen Barbaren, müßten sehr eingefroren oder sehr unbewandert in der Bibel sein, wenn ihnen nicht eine Menge zur Verspottung der Gegner geeignete Ähnlichkeiten einfielen. Unser Geschäft ist das nun nicht, und ebensowenig haben wir zu untersuchen, was eine Börse sei, ob die Zusammenkünfte der Getreidehändler in den Feensälen eine Börse bilden, ob die Regierung berechtigt oder sogar durch das neue Börsengesetz verpflichtet sei, diese Zusammenkünfte zu verbieten, was ein Termingeschäft sei, und unter welchen Umständen sich ein Getreidehändler des neuen Verbrechens, Termingeschäfte zu betreiben, schuldig mache. Die Entscheidung dieser schwierigen Fragen überlassen wir den Herren Juristen, die sich ohne Zweifel schon vor Vergnügen die Hände reiben bei dem Gedanken an die tausend Gelegenheiten zur Bewährung ihres Scharfsinns, die sich ihnen bald darbieten werden. Wir unbeteiligten akademischen Zuschauer der Weltbegebenheiten haben weiter nichts zu thun, als uns zu vergegenwärtigen, um was es sich bei der Sache handelt, damit wir die Bedeutung dessen, was sich weiter begeben wird, richtig verstehen.

Es handelt sich um ein Experiment, an dessen Gelingen oder teilweisem oder gänzlichem Mißlingen offenbar werden muß, wie weit die Berechnungen der praktischen und der theoretischen Agrarier richtig gewesen sind. Praktische Agrarier nennen wir die Herren, die ein ganz klares, einfaches Ziel: die Erhöhung der Getreidepreise, verfolgen, und für die alle volkswirtschaftlichen und sozialen Theorien, die in ihrer Presse und in ihren Agitationsversammlungen ausgesprochen zu werden pflegen, weiter nichts sind als eine an sich höchst gleichgiltige und überflüssige, aber des lieben Publikums wegen notwendige Umhüllung des Zieles. Diese Herren haben nun vollkommen Recht, wenn sie gegen die Börse den Vorwurf erheben, daß sie den Preis drücke. Wie unberechtigt die Form ist, in der dieser Vorwurf erhoben wird, daß es nicht der „Papierweizen“ ist, der den Druck ausübt, sondern der wirklich in überseeischen Ländern vorhandne und auf dem großen Wasser heranschwimmende, daß die Differenzspieler nicht den Konsumenten und den Produzenten, sondern nur einander gegenseitig ausrauben, das alles haben wir schon zu oft auseinandergesetzt, als daß wir uns erlauben dürften, es noch einmal breitzutreten. Aber der Vorwurf an sich, der freilich uns Konsumenten als das Gegenteil eines Vorwurfs gilt, ist begründet, und wenn es den Agrariern gelingt, den börsenmäßigen Getreidehandel zu zerstören oder — in ihre Gewalt zu bekommen, so können sie damit eine dauernde Erhöhung der Getreidepreise erreichen. Gelingt es, alle Termingeschäfte und Blankoverkäufe zu verhindern, so würde das die Zerstörung des börsenmäßigen Handels bedeuten. Denn dessen Wesen besteht ja eben darin, daß von einer großen Anzahl von Geschäftsleuten eines weiten Gebiets über gewisse Mengen oder Stückzahlen einer vertretbaren Ware abgeschlossen wird, die körperlich nicht gegenwärtig zu sein braucht, und daß daher jeder Verkäufer Abnehmer und jeder Käufer Ware findet. Soll in Zukunft weiter nichts erlaubt sein, als daß der Getreidehändler A vom Gutsbesitzer B diesen bestimmten, nachweislich in des B Scheuer liegenden Weizen kauft und an den Müller C weiter verkauft, so ist das keine Börse mehr, sondern nur noch ein gewöhnlicher Markt mit allen

Vorzügen, aber auch mit allen Unvollkommenheiten eines gewöhnlichen Marktes. In die Berechnungen und Geschäfte eines solchen Marktes das überseeische und das schwimmende Getreide einzubeziehen, wird seine Schwierigkeiten haben, und diese Schwierigkeiten können die Einfuhr selbst erschweren, was natürlich den Preis des inländischen Getreides heben würde. Aber ganz sicher ist dieser Erfolg noch nicht, und deshalb müssen die Agrarier darnach streben, daß sie die Einfuhr selbst, samt der Macht, die Einfuhr zu sperren, also den mehr oder weniger börsemäßig zu gestaltenden Getreidehandel in die Hände bekommen, und daher dürfen sie vom Antrag Kanitz oder, genauer gesagt, vom Monopol des Getreidehandels nicht ablassen. Haben sie beides: das Monopol und die Marktleitung in ihrer Hand, dann können sie allerdings den Preis beliebig hoch schrauben. Bis dahin wird wohl die Aufhebung oder Störung der ausgleichenden Zentralmärkte teils starke Preisschwankungen, teils größere Ungleichheit der Preise in den verschiedenen Gegenden des Reichs zur Folge haben.

Für die theoretischen Agrarier, die mit den Antisemiten, Zünftlern, Genossenschaftsschwärmern, Bodenbesitzreformern und verwandten Gruppen zusammen die große, aber nicht als Partei organisierte Abteilung der Mittelstandspolitiker ausmachen, handelt es sich um größeres als um den Getreidepreis. Sie wollen die Erzeugung, die Verteilung und den Umlauf der Güter in der Weise organisieren, daß einerseits alles Schmarozertum, wozu sie den Zwischenhandel rechnen, vom Genuß der erzeugten Güter ausgeschlossen wird, und daß andererseits jeder Arbeiter den verdienten Lohn erhält, der selbstverständlich erst nach der vollen Deckung der Produktionskosten anfängt. Nun will das freilich jedermann, es kommt nur darauf an, auf welchen Wegen das Ziel erstrebt wird, und was im einzelnen als überflüssige Kosten, als Produktionskosten, als gerechter Lohn herausgerechnet wird. Unfre von den einen geschmähte und von den andern gepriesene Produktions- und Wirtschaftsordnung ist von Rechts wegen die des manchesterlichen Liberalismus und hat das nicht aufgehört zu sein, obgleich die Konservativen, die Nationalliberalen und das Zentrum behaupten, sie hätten sich seit 1878 bekehrt, und auch der Staat habe sich bekehrt, jene schlechte Ordnung gelte nicht mehr. Sie gilt aber. Mit Ausnahme der Beamten, für die der Staat oder die Gemeinde von dem Augenblicke an sorgt, wo sie in den öffentlichen Dienst treten, wird jedem andern zugemutet, daß er seines Glücks Schmied sei, und ganz allgemein heißt es: sehe jeder, wie ers treibe, sehe jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle! Das Gesetz gestattet jedem, jeden beliebigen Erwerb zu ergreifen, auf seine eigne Verantwortung, und kümmert sich nicht darum, wenn er dabei nicht seine Rechnung findet. Das Gesetz schreibt keine Regelung der Produktion und des Güterausstausches vor; es überläßt es dem freien Spiel der Kräfte, unnütze Geldverdiener auszuschalten (z. B. dadurch, daß die überflüssigen Händler Bankrott machen, oder daß ihnen Konsumvereine die Kundschaft entziehen), und überläßt es jedem einzelnen, sich durch eigne Anstrengung oder durch freie Vereinigung mit Genossen seinen gerechten Arbeitslohn zu erringen; es bekennt sich also zu dem manchesterlichen Grundsatz, die vernünftige Organisation des Wirtschaftslebens und die gerechte Güterverteilung sei nicht Sache der Obrigkeit, sondern habe, so weit sie möglich ist, daraus zu entspringen, daß jeder einzelne seinen eignen Nutzen sucht und dadurch unbewußt und ohne es zu wollen den allgemeinen Nutzen fördert. Diesen gesetzlich anerkannten Boden verlassen noch nicht die Bauernvereine, wenn sie Kornhäuser gründen, ohne für sie Staatszuschüsse und Privilegien zu fordern. So z. B. hat der Freiherr von Huene am 26. November v. J. in Frankenstein eine Versammlung des schlesischen

Bauernvereins abgehalten, die er mit der Bemerkung eröffnete, im Bauernverein würde die Zeit nicht mit großen Reden über die Not der Landwirtschaft verschwendet, sondern es würden nur praktische Fragen erörtert; diesmal handle es sich um die Errichtung eines Kornlagerhauses für Frankenstein und Umgegend. Der Landtagsabgeordnete Pfarrer Langer erklärte den Zweck des Unternehmens ohne jede Überschwänglichkeit. Der Getreidehändler müsse das Getreide bei den Bauern sammeln, dann reinigen, lagern, mischen und sonst bearbeiten, und dafür müsse er sich natürlich bezahlen lassen, er könne daher dem Bauer nicht den Börsenpreis zahlen, sondern müsse ihm etwas abdrücken; wenn die Bauern die Arbeit des Getreidehändlers selbst in die Hand nähmen, so könnten sie sie vielleicht billiger besorgen, sodaß ihnen beim Verkauf an den Müller oder den Großhändler der volle Börsenpreis zu teil würde. Das Ergebnis der Verhandlung war, daß ein schon bestehender Ausschuß beauftragt wurde, die Sache weiter zu fördern. Schon bedenkllicher — nicht an sich, sondern nur vom Standpunkte unsrer gesetzlichen Wirtschaftsordnung aus bedenklich*) — ist die Bitte der deutschen Mühlenbesitzer an den Reichstag, den Großbetrieb der Mülerei durch höhere Besteuerung, später vielleicht auch durch Einführung des Bedürfnisnachweises zu erschweren, weil die meist an schiffbaren Strömen und an Häfen gelegnen Großmühlen die kleinen binnenländischen Mühlen vernichteten und durch Bevorzugung des ausländischen Getreides die heimische Landwirtschaft schädigten. Die Mühlenbesitzer können sich freilich darauf berufen, daß der gesetzliche Boden durch vielfache Eingriffe des Staats in das Erwerbsleben, durch Begünstigung der einen, Hemmung anderer Berufsarten, Überwachung und vielfache Reglementierung aller schon längst durchlöchert ist. Wenn nun noch durch die Verstaatlichung des Getreidehandels ein so gewaltig großes Loch hineingeschlagen wird, dann wird jedermann fragen, ob es noch die Mühe lohne, die Reste der Individualwirtschaft gegen den Sozialismus zu verteidigen, und ob sich die Verwandlung aller Erwerbsthätigen ohne Ausnahme in Staatsbeamte noch hindern lasse. Sehr lebhaft sprechen sich die rheinischen Bauernvereine gegen alle Monopolpläne aus, denn sie haben vom ersten Anfange klar erkannt, daß die Verstaatlichung der Getreideeinfuhr nicht möglich ist ohne die Verstaatlichung des Handels mit inländischem Getreide, der verstaatlichte Handel aber, wenn er seinen Zweck: Beseitigung der Preisschwankungen, erreichen soll, die Kontingentierung des Getreidebaues und die Sorge für den Anbau gangbarer Sorten voraussetzt, d. h. den freien Wirtschaftsbetrieb aufhebt.

Die Arbeitsverhältnisse in der Konfektionsindustrie. Als „Drucksache der Kommission für Arbeiterstatistik“ (Erhebungen Nr. 10. Verlag von Carl Heymann in Berlin) ist jetzt eine „Zusammenstellung der Ergebnisse der Ermittlungen über die Arbeitsverhältnisse in der Kleider- und Wäschekonfektion, bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt,“ erschienen. Das Werk leidet ersichtlich an den Folgen seiner bürokratischen Erzeugung und mahnt insofern dringend, die Einrichtungen zur Pflege der Arbeiterstatistik im deutschen Reiche vernünftiger zu gestalten. Namentlich sollte dem Statistischen Amte nicht lediglich die Zusammenstellung von Materialien — s. v. v. —, die andre Leute mangelhaft beschafft haben,

*) Bedenklich im angegebenen Sinne ist überhaupt nur die für später angestrebte „durchgreifende Besserung“ durch Beschränkung der Gewerbefreiheit. Eine höhere Besteuerung der großen Mühlen würde in keinem Sinne bedenklich sein, da, wie die Bittschrift ausführt, die jetzige Besteuerungsart geradezu eine ungerechte Begünstigung der Großbetriebe darstellt.

zugenutet, sondern ihm die Vollmacht und die Aufgabe übertragen werden, unter eigener Verantwortung für die Ergänzung der Lücken, für die Aufklärung der Unklarheiten und die Berichtigung der Irrtümer zu sorgen. So, wie sie ausgeführt ist und nach den Einrichtungen nur ausgeführt werden konnte, muß die Arbeit als etwas unfertiges bezeichnet werden, das weder wissenschaftlich noch praktisch seinen Zweck ganz erfüllt. Aber auch so, wie es ist, bietet das Werk sehr viel Interessantes. Die Grenzboten haben vor kurzem die Mißstände in der Kleider- und Wäschekonfektion an der Hand der schon früher veröffentlichten Protokolle über die Vernehmungen von Kunststücken vor der Kommission für Arbeiterstatistik besprochen, und diese Besprechung ist, wie zu erwarten war, in der sozialdemokratischen Presse sehr abfällig beurteilt worden. Doppelt interessant es uns nun, aus der amtlichen Zusammenstellung der Ergebnisse nicht nur dieser mündlichen Vernehmungen, sondern namentlich auch der gleichzeitig eingeforderten Berichte von Behörden zu ersehen, daß darnach nicht in einem Punkte die in den Grenzboten zum Ausdruck gebrachte Auffassung der Thatsachen als irrig nachgewiesen werden kann. Betrachtet man die Veröffentlichung als Unterlage für gesetzgeberische Reformen, so kann darnach weder von einem Verbot des sogenannten Zwischenmeisterbetriebs noch von einem Verbot des Heimbetriebs die Rede sein. Auch zur Begründung des Verlangens nach besonderem gesetzlichem Schutz für die Sittlichkeit der Konfektionsarbeiterinnen und nach Verschärfung der Truckverbote ist nichts durch die Erhebungen beigebracht worden. So überaus mild auch die amtliche Arbeit in der Form gehalten ist, so ist sie doch in der Sache eine sehr scharfe Zurückweisung der geflüchteten Übertreibungen und Verallgemeinerungen, wie sie unter den Kampfsmitteln der Sozialdemokratie eine charakteristische Rolle spielen. Es ist deshalb wohl anzunehmen, daß die Sozialdemokratie wenig günstig über das Werk urteilen wird, wenn auch die sehr rücksichtsvolle amtliche Behandlung der persönlichen Geschäftsmoral der Arbeitgeber, die in den Grenzboten unhöflicher als eine wesentliche Ursache der Mißstände bezeichnet worden war, auf die Kritiker versöhnend einwirken dürfte, da ja die Arbeitgeber fast ausschließlich Juden sind, und die herrschende Mißwirtschaft von den Arbeitern selbst treffend als Judenwirtschaft bezeichnet wird. Obwohl es gerade Freiherr von Berlepsch in der Reichstagsitzung vom 12. Februar 1896 ausgesprochen hat, daß durch staatliche Eingriffe auf diesem Gebiete wenig zu helfen sein werde, so wird die Agitation doch wohl auch hier wieder den mit dieses Ministers Weggang angeblich inszenierten „neuesten“ Kurs breittreten, wenn, was natürlich gar nicht ausbleiben kann, die von der Regierung vorgeschlagenen Reformen nicht allen verantwortungslos formulierten Forderungen der bekannten Rufer im Streit gegen den Sweater entsprechen. Auch die „National-Sozialen“ werden wohl in dieser Taktik mit den Sozialdemokraten nochmals eifrig konkurrieren. Zu beklagen ist dabei am meisten, daß den Vertretern der einseitigen Arbeitgeberinteressen damit der größte Gefalle erwiesen wird. Es gehört, wie die Verhältnisse unter Menschen nun einmal liegen, heute in der That eine große Objektivität und Selbstverleugnung dazu, wenn die Regierung dem Schwindel der Sozialdemokraten und den Unmaßungen der Herren Raumann und Genossen gegenüber unbeirrt auf dem Wege der Sozialreformen fortschreiten soll. Und doch ist das unerlässlich, gerade auf dem Gebiete der Konfektionsindustrie, der ganzen Hausindustrie überhaupt. Es sind in dem erwähnten Aufsatz in den Grenzboten die Punkte bezeichnet worden, wo gesetzliche oder doch staatliche Maßnahmen dazu nötig und möglich erscheinen — eine recht stattliche Reihe, die durchzusetzen wahrscheinlich um so schwerer fallen wird, je maßloser die sich überbietende Agitation

den Mund aufmacht. Aber der Kampf ist durchzuführen nach links und nach rechts, bis das gebildete Deutschland wieder aufwacht aus den krankhaften Delirien, in denen das Extremste nicht extrem, das Absonderliche nicht absonderlich, das Verrückteste nicht verrückt genug erscheint und die reale Wirklichkeit wesenlosen Phantasiebildern den Platz räumt gerade in der Volkswirtschaft und Sozialpolitik.

Unter den in den Grenzboten als nötig bezeichneten Reformen war auch die Garantie der Kranken- und Invaliditäts- und Altersversicherung für die Heimarbeiter, soweit diese zur Zeit als selbständige Hausgewerbetreibende behandelt werden. Leider ist der Stand dieser Frage in der amtlichen Zusammenstellung nicht dargelegt, doch ist wohl zu hoffen, daß die bereits für die Tabak- und Textilindustrie wenigstens zum Teil erfolgreich durchgeführte Ausdehnung des Versicherungszwangs auf die Hausindustrie auch für die Konfektion verfügt werden wird. Verlangt wurde ferner in dem erwähnten Aufsatz die Ausdehnung der bisher nur für die Fabriken geltenden Bestimmungen über die tägliche Arbeitszeit und die Arbeitspausen der „jugendlichen“ und „weiblichen“ Arbeiter (§ 135 bis 139a der Gewerbeordnung) durch kaiserliche Verordnung auf alle Werkstätten und Arbeitsstuben der Konfektion, in denen überhaupt fremde Lohnarbeiterinnen oder Lehrlinge beschäftigt werden. Ganz besonders wurde die Sicherung ausreichender Pausen für die Näherinnen, namentlich die Maschinennäherinnen in den Werkstätten und Fabriken verlangt, ja auch für die männlichen Arbeiter schien eine Schutzbestimmung in dieser Beziehung am Platze, sodaß die bezeichneten Paragraphen der Gewerbeordnung eine Ergänzung erfahren müßten. Ferner wurde gefordert die energische Durchführung der in § 120a der Gewerbeordnung schon für alle Werkstätten vorhandenen Schutzbestimmungen, die nur auf dem Papier gestanden haben. Unerläßlich erschien sodann die Verpflichtung aller Arbeitgeber zur Anzeige und Listenführung über alle von ihnen beschäftigten Heimarbeiter, weiter der Zwang zum Erlaß von Arbeitsordnungen für alle Betriebe, und ordnungsmäßige Lohnbücher für alle Heimarbeiter; endlich die grundsätzlich und praktisch wirksam auszugestaltende Ausdehnung der besondern Gewerbeaufsicht auf die gesamte gewerbliche Arbeit. Durch die jetzt vollständig vorliegenden Erhebungen ist nichts festgestellt worden, was den für diese Forderungen seinerzeit vorgetragenen Gründen widerspräche, vielmehr muß man erwarten, daß Herr von Boetticher jetzt ungesäumt daran gehen wird, die von ihm am 12. Februar 1896 im Namen der verbündeten Regierungen gegebenen Zusagen wahr zu machen. So entschieden wir die maßlosen, unklaren und meist tendenziös gestellten unerfüllbaren Forderungen der sozialdemokratischen Agitation bekämpfen, so bestimmt müssen wir für diese maßvollen, meist schon hinreichend erprobten Reformen eintreten.

Deutsche und Engländer in Samoa. Kürzlich wurde in der Presse darauf hingewiesen, daß das wirtschaftliche Übergewicht, das die Deutschen in Samoa haben, eine allmähliche Verschiebung nach der angelsächsischen Seite hin zeigt, wie das z. B. aus dem Umstande ersichtlich ist, daß die Deutschen früher annähernd zwei Drittel aller Steuern und Zölle auf Samoa zahlten, während sie jetzt nur noch etwa die Hälfte tragen. Das ist eine sehr unerfreuliche Erscheinung. Auch begnügen sich die Engländer nicht damit, durch Wettbewerb auf wirtschaftlichem Gebiete das Übergewicht der Deutschen zu verringern, sie setzen auch nach andern Richtungen hin Hebel an, um das Ansehen der deutschen Ansiedler zu beeinträchtigen und die Eingebornen gänzlich unter den englischen Einfluß zu bringen. Diese Hebel schaffen sie sich dadurch, daß sie erstens die Vorurteile schüren, die

die Samoaner gegen die Deutschen hegen, und zweitens die Kontrolle, die sie über die Erziehung der Eingebornen ausüben, im politischen Interesse ausnutzen.

Daß die Deutschen bei den Samoanern unbeliebt sind, ist nicht in irgend einem Verschulden der Deutschen, sondern in einer besondern Charaktereigentümlichkeit der Samoaner begründet. Die Samoaner sind sehr träge und sehen es für unter ihrer Würde an, sich mit Regelmäßigkeit zu Plantagenarbeiten herzugeben. Sich von morgens bis abends zu plagen, erscheint ihnen als Sklaverei und stimmt nicht zu ihren Begriffen von Freiheit und Unabhängigkeit. Die Folge ist, daß die deutsche Plantagengesellschaft gezwungen ist, Arbeitskräfte von den Salomons, den Neuen Hebriden und andern Inselgruppen herbeizuziehen, was, nebenbei bemerkt, den Plantagenbetrieb kostspieliger macht. Die Samoaner aber haben deshalb nur einen um so größern Abscheu vor der Arbeit auf deutschen Plantagen, denn sie hassen die schwarzen Eindringlinge, die sich für geringen Lohn von früh bis spät unter den Kokospalmen und in den Kopraschuppen plagen. Die Deutschen sind die einzigen unter den dort vertretenen Nationalitäten, die die Kultivierung des Bodens in großem Maßstabe betreiben; aber Kultur und Fortschritt verlangt Arbeit, und so haben sich die Eingebornen gesagt oder haben sich von andern sagen lassen, daß die Deutschen, wenn sie je die alleinige Kontrolle über die Inseln ausüben würden, sie zur Kultivierung des fruchtbaren und bisher nur mangelhaft ausgenutzten Landes anhalten, d. h. sie zu harter Arbeit zwingen würden. Nach ihrer Meinung bedeutet also ein von den Deutschen allein beherrschtes kultivirtes Samoa ein Samoa voller Plantagen und voller Arbeit. So kommt es, daß die Eingebornen auf die Deutschen mit Argwohn und Mißvergnügen blicken, und es ist selbstverständlich, daß die Engländer — obwohl ihnen ja selbst an der Kultivierung der Samoainseln gelegen ist — diese Mißstimmung sorgfältig nähren.

Das Zivilisationswerk, das die englischen Missionsgesellschaften unter den Eingebornen vollbringen, hat gleichfalls das englische Interesse im Auge. Es ist mehr als sechzig Jahre her, seit die Londoner Missionsgesellschaft ihre Thätigkeit in Samoa begann. Heute aber ist es keine Bekehrungsarbeit mehr, die die Gesellschaft verrichtet, heute beschäftigt sie sich ausschließlich mit dem Unterricht und der Erziehung des Volks. In jeder Siedlung wohnt ein Pastor, der geborner Samoaner ist, und diesem liegt es ob, den Jungen Erziehung und den Alten religiösen Trost zuteil werden zu lassen. Die Londoner Missionsgesellschaft hat ein ausgezeichnetes Seminar für die Ausbildung dieser Pastoren in Malua, einem an der Küste von Apia malerisch gelegnen Dorfe. Dort befinden sich über hundert Zöglinge, die einen vierjährigen Kursus nicht allein in der Theologie, sondern in allgemein wissenschaftlichen Gegenständen durchmachen, denn der Geistliche ist, wie gesagt, nicht allein der Seelsorger, sondern auch der Schulmeister seiner Gemeinde und muß daher in den Elementarunterrichtsgegenständen wohl bewandert sein. Außerdem unterhält die Missionsgesellschaft eine höhere Knabenschule in Leulumoenga und eine höhere Mädchenschule in Papoonta nicht weit von Apia. Das ganze Erziehungswesen auf den Samoainseln liegt also in den Händen der Missionsgesellschaft. Die unfähige und mittellose samoanische Regierung trägt keinen Pfennig zur Unterhaltung der Schulen bei. Englisch Geld und englische Thätigkeit stehen auf diesem Gebiet im Vordergrund. Wie die Londoner Missionsgesellschaft zuerst auf dem Plane erschienen ist, so hat sie auch den Löwenanteil an dem Erfolg aufzuweisen. Man nimmt an, daß die Inselgruppe von ungefähr 35—37000 Eingebornen bewohnt ist, davon kommen auf die Londoner Missionsgesellschaft 25000,

auf eine andre englische Mission, die Wesleyanische, etwa 5000 und auf die französische katholische Mission ungefähr ebenso viele Anhänger. Da also Seelsorge und Erziehung fast gänzlich unter englischem Einflusse sind, so stehen die Anschauungen, die in den Eingebornen groß gezogen werden, den Engländern und einer etwaigen englischen Annexion freundlich, den Deutschen und einer etwaigen deutschen Annexion feindlich gegenüber. Der englische Missionar unterscheidet sich eben dadurch von dem deutschen, daß er nicht allein das religiöse, sondern auch das Reichsinteresse im Auge hat. In der von der Londoner Missionsgesellschaft herausgegebenen Zeitung *Lo Sulu* und der von einem Kolonialengländer veröffentlichten *O le La Samoa*, sowie in den zwei in englischer Sprache erscheinenden Blättern werden natürlich die Weltereignisse zur Erbauung der Eingebornen alle von dem Gesichtspunkte des „großen Herrschervolkes“ aus beleuchtet, die Deutschen dabei in wegwerfender und gehässiger Weise als ein ganz unansehnliches Volk dargestellt und die Gemüther der Eingebornen so bearbeitet, daß ihnen eine englische Annexion als wünschenswert, eine deutsche als widerwärtig erscheinen muß. Daß sich auf allen im Umlauf befindlichen Münzen der Kopf der Königin Viktoria geprägt findet, verfehlt natürlich seinen Eindruck nicht, und wenn man noch hinzurechnet, daß sich die Deutschen im Umgang mit den Eingebornen sowie im Geschäftsverkehr der englischen Sprache bedienen müssen,*) so kann man sich wirklich kaum wundern, wenn sich die Engländer rühmen, daß mit dem Augenblicke, wo es ihnen gelänge, die der deutschen Plantagenesellschaft gehörigen Ländereien anzukaufen, es mit einemmale in allen Richtungen mit dem deutschen Einflusse vorbei sein würde.

Wir haben hier auf den Einfluß, den die Engländer auf erzieherischem Gebiete ausüben, besonders hingewiesen, um in den Kreisen, die sich mit der Vertretung deutscher Interessen in den Samoainseln beschäftigen, die Frage anzuregen, ob sich nicht gerade dieser Art von englischem Einfluß, der den Deutschen sozusagen den Boden unter den Füßen wegzuziehen droht, in geeigneter Weise entgegenarbeiten ließe.

G. K.

Goethes Königsleutnant. In dem angenehmen Bewußtsein ihrer formalen Grazie nennen die Landsleute des Grafen Thoranc die weniger geistprühenden Nationen mit Vorliebe Barbaren, und uns Deutsche, denen sie doch, allerdings vielleicht halb mit Erbarmen, den Vorzug soliden Denkens zugestehen, bezeichnen sie noch dazu als schwerfällig und pedantisch. Sie treffen damit in der That unsre verwundbare Stelle: im allgemeinen entbehren wir wirklich der Fähigkeit, uns mit blendenden Darstellungen nicht ganz vollgiltiger Gedanken, nicht ganz durchdrungener Materien abfinden zu lassen und unsrerseits dergleichen zu produziren, wenn es sich um ernsthafteste Dinge handelt. Das ist gewiß ein Mangel; denn eine geschmackvoll geleitete Bildung und ein wahrhaft gebildeter Geschmack dürften sich jenen Vergnügungen des Witzes und Verstandes getrost hingeben, tragen sie doch die Gewähr in sich, daß sie sich über das Unzulängliche der Gedanken nicht täuschen und dem Ernste der Dinge durch eigne Arbeit und also auf ihre Weise gerecht werden können. Aber mag uns dieser Mangel auch zunächst um manchen Genuß bringen, wir werden ihn doch schwerlich um den Preis unsrer Gewissenhaftigkeit tilgen wollen. Im Gegenteile, unsre gesunde Leidenschaft, immer den festen Boden zu suchen, auf den sich der Fuß sicher und zweckmäßig aufstemmt,

*) Es ist eine auffallende Thatsache, daß die deutsche Plantagenesellschaft, obwohl ihre Beamten alle Deutsche sind, ihre Bücher doch englisch führt.

unser Drang, die Wahrheit bis zu der Grenze des Ignorabimus zu erkennen (mag uns auch der Teufel manchmal einblasen, die gute Erkenntnis für uns zu behalten und die Nebenmenschen mit irgend einem Surrogat zu bedienen), dieser Trieb nach der Tiefe der Wesen schließt doch keineswegs aus, daß wir, mehrseitig interessiert, auch den andern, den Trieb nach ihrer Oberfläche, pflegen und entwickeln. Muß ein grundgelehrter Mann seiner Karrikatur in den Fliegenden Blättern gleichen? Und sollte nicht unsre Gelehrsamkeit, die seit dem siebzehnten Jahrhundert doch manchen Überfluß an schweren Rüstungsstücken abgelegt hat, allmählich dazu gelangen, wie eine Athene ohne Waffen Strenge und Anmut in ihrer Erscheinung zu vereinigen?

Die Anläufe zu einer solchen Metamorphose mehren sich übrigens auch bei uns sichtlich. Philosophie und Naturwissenschaften erachten es nicht als ihrer unwürdig, sich gelegentlich in schwungvollen Reden, in anregend stilisirten Essays zu äußern; geschichtliche Untersuchungen kleiden ihre Ergebnisse immer seltener in die öde Form von Regesten, sondern wenden sich, da sie die souveräne Stoffbeherrschung eines Julius Cäsar und die aus ihr folgende klassische Objektivität doch selten erreichen können, einem subjektiven, künstlerisch freieren Stile zu. Allenthalben wächst auf erfreulichste das Bestreben, alles zu Überliefernde mit einer lebensfähigen Form auszustatten, nicht nur um ein Publikum dafür zu gewinnen, sondern auch aus Liebe zur Schönheit an sich. Selbst Nebensachen, Einzelheiten von ziemlich speziellem Interesse werden durch eine solche Darstellung bedeutend, denn man wird ihren Wert nicht künstlich aufgebauscht nennen, wenn man sie aus ihren bloßgelegten Beziehungen gleichsam organisch hervorwachsen sieht.

Die hier entwickelte Gedankenreihe ist durch ein soeben erschienenenes Buch angeregt worden, und es fügt sich artig, daß den Franzosen, die uns Feinheit und Geschmack nicht gern zuerkennen, gerade an einem sie selbst angehenden Gegenstande bewiesen wird, wie meisterhaft sich deutsche Gründlichkeit als lebenswürdige Unterhalterin einzuführen und zu behaupten weiß. Unter dem Titel: François de Théas comte de Thorane, Goethes Königsleutnant, Dichtung und Wahrheit, drittes Buch hat Martin Schubart eine Anzahl von Mitteilungen und Beiträgen herausgegeben, die sich auf die Person jenes französischen Edelmanns und auf die in Frankfurt von ihm bestellten Gemälde beziehen. Das Buch zählt 183 Seiten in ansehnlichem Oktav, ist mit Schwabacher Lettern auf prächtiges Papier fehlerlos gedruckt und mit einer Reihe von Photographuren und Lichtdrucken, sogar mit einer Chromolithographie ausgestattet. Die Verlagsanstalt von F. Bruckmann in München, die das Werk verlegt und in allen seinen Teilen hergestellt hat, hat sich durch diese Leistung einen neuen und schönen Ruhmestitel erworben, aber noch wärmeren Dank verdient der Verfasser, der das vornehme Außere des Buches durch die Natur seiner Arbeit veranlaßte. Handelt es sich doch hier nicht um ein Prachtwerk, bei dem der Text Nebensache ist, sondern um eine wertvolle Studie, die ein nachlässigeres Gewand schlechterdings nicht vertragen haben würde.

Nicht blindlings hat sich Gutzkow seinerzeit des Königsleutnants in „Dichtung und Wahrheit“ bemächtigt, um ihn zum melodramatischen Helden seines (durch und durch unwarhen) Schauspiels zu machen: ihm war das Sympathische und Eigentümliche in der Erscheinung des provenzalischen Grafen nicht entgangen. Auch heute noch fällt die Gestalt des Thorane jedem Leser von „Dichtung und Wahrheit“ auf, und wer Goethe versteht, spürt deutlich die Neigung, mit der der Dichter selbst den strengen und doch milden Mann aus seinen Erinnerungen hervorhob, um ihn in die Darstellung sowohl seiner künstlerischen Anabenfreuden als der heimatlichen Ver-

hältnisse zu verweben. So nimmt es uns denn nicht Wunder, daß ein Freund und Kenner der bildenden Künste und der Dichtkunst wie Martin Schubart, durch einen Zufall auf verheißungsvolle Spuren geleitet, der geschichtlichen Persönlichkeit des Grafen nachgeht. Auch daß er das Studium der Reliquien Thorancs zwanzig Jahre hindurch nicht aus dem Auge läßt, um uns endlich durch eine Fülle von Funden und interessanten Darlegungen zu überraschen, kommt uns nicht unerhört vor: das ist eben echt deutsche Gründlichkeit, die wie jede positive Leistung schließlich nicht ohne Erfolg bleibt, und das ist der Deutschen Idealismus, der um der Aufklärung eines litterarischen Motivs willen Schwierigkeiten auch der verzweifeltsten Art zu überwinden weiß. Dagegen ist selten und staunenswert die Frische und Geschicklichkeit, mit der ein zerstücktes Material hier zu einem lesbaren Buche zusammengefügt wurde. Spannend wie ein Roman entwickeln sich die ersten Abschnitte, in denen Wolf von Goethe der Enkel in seiner Abneigung gegen die Goetheforschung fein und gerecht charakterisiert und die Entdeckung der Frankfurter Bilder in Graffe und Mouans berichtet wird. Dann folgen sehr sorgfältige Untersuchungen, hauptsächlich auf Grund von Thorancs Nachlaß und des Familienarchivs seiner Nachkommen; aus ihnen geht zunächst hervor, daß Goethes Schreibweise „Thorane“ irrig und daß „Thoranc“ die korrekte Fassung des Namens ist. Wichtiger als dieses immerhin festzustellende Adiaphoron scheint uns die klare Schilderung der Frankfurter Zustände zur Zeit der Statthalterchaft Thorancs (1759 bis 1763), der Schlacht bei Bergen und seiner persönlichen Stellung in allen diesen verwickelten Angelegenheiten: überall tritt der Graf als ein nobler, unzweideutiger Mann von Energie und Gemein Sinn hervor, als ein Mann, der aus Pflichtgefühl eine anstrengende Rolle spielt, während mancher geheime Kummer seine Kräfte untergräbt. Melancholisch klingen auch die Philosopheme der intimen Aufzeichnungen Thorancs, seines *Journal pour moy*, wie denn sein nicht recht aufgeklärtes Ende im Jahre 1794, in den Stürmen der Revolution, einen nicht minder elegischen Schatten auf die merkwürdige Persönlichkeit wirft. Das Mäcenatentum des Grafen, seine verschiedenartigen Bestellungen bei den Malern Fiedler, Seckatz, Junker, Hirth, Rothnagel, Schütz und Trautmann werden eingehend behandelt; wir erfahren, wie die Gemälde dieser mehr oder weniger bedeutenden Meister sich wirklich an den Wänden des Salons in Graffe zu einer Art von Tapetendekoration zusammenschlossen oder dort sonstwie angebracht hingen; ja wir lernen eine Anzahl von ihnen, die der Verfasser erwerben konnte, durch vorzügliche Nachbildungen selbst kennen. Ergiebt sich auch bei ihrer Besprechung für die Kunstgeschichte nicht viel wesentliches und neues, so müssen wir doch jede gesicherte Einzelheit mit Dank annehmen. Es kommt hinzu, daß diese Mitteilungen alle die Erzählung Goethes aufs beste ergänzen und trotz einiger Abweichungen glänzend bestätigen, daß unser aller Meister die richtigen Züge ahnte und empfand, selbst wenn ihn das Gedächtnis hie und da im Stiche ließ.

Es würde zu weit führen, wollten wir den Inhalt des Buches noch genauer andeuten. Aber auf seine wohlthuende Sprache sei noch einmal aufmerksam gemacht. Mit Behagen, doch seines Taktes immer gewiß, verbreitet sich der Verfasser über die Gegenstände, er faßt sie voll Wärme auf und trägt sie vor in dem Tone einer persönlichen, lebhaften Unterhaltung, die bei vollkommener Beherrschung ihres Themas und bei vollkommener Wissenschaftlichkeit im einzelnen den Blick auf manche weitere Beziehungen zu richten weiß. Eben diese Freiheit der Darstellung ist es, die wir in der deutschen Wissenschaft immer zunehmen sehen möchten.

Düsseldorf

Wolfgang von Oettingen

Morituri. Und übermals nahm, diesmal in einer Berliner Weinstube, Graf Trast, zu seinem geistigen Erzeuger gewandt, das Wort und sprach bedeutsam: Sieh mal, mein lieber Moriturus, du hast doch wohl das letzte mal nicht genügend aufgepaßt. Ich hatte mir zwar erlaubt, dich auf Felix Dahns Kampf um Rom aufmerksam zu machen, aber ich wollte dich nur auf den famosen Cethegus, diese ff. Mischgestalt, wie sie so leicht kein deutscher Professor wieder findet, hinweisen; es ist mir aber beileibe nicht eingefallen, dir den großartigen Verzweigungskampf der tapfern Goten zur Ausschlichtung zu empfehlen. Da hast du denn ganz nach Berliner Art die schöne Geschichte zur Anekdote gemacht. So ein Berliner kriegt es schließlich fertig, aus der ganzen Weltgeschichte den Sinn herauszufinden und ihn als Witz für fünf Mark den Fliegenden Blättern einzusenden. So hatte ichs doch nicht gemeint! Du hast auch hier freilich wieder dein virtuosos Talent bewährt, selbst am Fuße des Bewußtseins angefißt des Untergangs eines edeln Volks Gartenlaubenmotive ausfindig zu machen. Ich will nun nicht so grob sein, zu sagen, daß der Stoff für dies dein Talent doch zu schade sei, wir wollen uns dahin vergleichen, daß ich sage: es ist schade um dein Talent. Du hast näher liegende Gebiete, auf denen du etwas leisten kannst, was dich befriedigt. Überlaß Wildenbruch die Bearbeitung der Geschichte, und übernimm du die Gegenwart. Teilung der Arbeit ist das große Gesetz unsrer Zeit. Sieh, Wildenbruch hat nun einmal die Requisiten, die Kostüme, den Apparat, kurz die Produktionsmittel; warum willst du dich unnütz in die Kosten der Anschaffung stürzen und ihm aussichtslos Konkurrenz machen? Nicht einmal die Kokotokostüme würde ich mir anschaffen und den Ständierapparat. Geh lieber spazieren, oder kaufe dir für die Tage schlechten Wetters eine Zimmerturnvorrichtung. Hast du jemals von den Marschällen Bendôme, Billars, Tallard, und wie sie alle heißen, gehört? Glaubst du im Ernst, daß diese Herren nach deiner Weise mit dem Maler umgehen würden? Da regt sich denn doch in mir mein blaues Blut, wenn ich diese Affaire, dieses Benehmen eines Standesgenossen, der sich vielleicht mit einem meiner Vorfahren irgendwo gemessen haben mag, mit ansehen muß. Ich war zufällig im Theater, als die Karrikatur — verzeihe das harte Wort — zum erstenmale gegeben wurde. Sa Kind Gottes, hast du denn dieses ganze Bild von einem Hofe vielleicht aus einer Aufführung des Misanthropen gewonnen? Ich würde ja alle diese Ausstellungen nicht machen, wenn du nicht wieder ganz aus dem Rahmen gefallen hättest. Aber ich sehe, ich bewege mich im Kreise. Um zu gefallen, wolltest du wieder einen modernen Lieblingsgedanken breitschlagen, aber du bist mit deinem Maler so sehr aus der Voraussetzung gefallen, daß es nicht mehr viel verschlagen haben würde, wenn er auch noch mit einemmale von Brüßewitz und dem Freiherrn von Roze zu reden angefangen hätte. Mensch, Mensch, laß dir raten! bleibe von der Geschichte weg und laß die Verse! Daß du der geborne Milieuschilderer bist, beweist doch zur Genüge dein Mittelstück, der Fritz. Das kannst du wirklich brilliant, solche ostpreußische Gutsbesitzerfamilien darstellen. Und man merkt immer, was ich dir schon einmal gesagt habe, daß du dich nicht ungerne dazu rechnen möchtest. Es hat ja freilich nicht viel Zweck, dies Variiren des Themas, vor allem nicht, wenn der eigentliche Vorgang, das Drama, vor dem Vorhang liegen geblieben ist, aber es ist doch ganz nett und wird gern gelesen und auch gekauft. Wenn das Gotenstück nicht wäre und die Kokotoaffaire, würde ich sagen, Morituri sollte auf keinem Weihnachtsstücke fehlen. — Ach so, du willst das Kokotostück gar nicht in einem bestimmten Zeitgeschmack genommen wissen, es soll einen mehr zeitlosen, märchenhaften Charakter

haben. Ja glaubst du denn, daß du dann weniger richtig zu charakterisieren brauchst, daß du einen alten Haudegen, der für das Königtum geblutet hat und überdies in die schöne Königin verliebt ist, zu einem haltlosen mannequin umarbeiten darfst? Wenn du nicht einmal eine Art historischen Hintergrund zur Unterstützung und als Hilfsvorstellung annehmen willst, so mußt du noch feiner und richtiger sehen und sehen lassen, weil es sich nun um die allgemein giltigen Formen menschlichen Lebens handeln soll. Und der Ruf nach dem Lakaien fällt doch gewiß aus jeder Märchenstimmung arg hinaus, wie schwach sie auch angedeutet sein mag; der war doch wohl auf einen ganz bestimmten Teil der Theaterstammgäste berechnet. — Sag einmal, wie hoch stellen sich wohl deine Einnahmen? Könntest du dich nicht am Ende vom Geschäft zurückziehen? Ach so, du hast noch litterarischen Ehrgeiz! Ja, das ist allerdings was andres. Dann mußt du aber bei der Stange bleiben. Unter keinen Umständen darfst du wieder solche Experimente machen. Junge Leute, die erst suchen wollen, was ihnen liegt, können das, ja sie sollen es vielleicht sogar. Du aber mit deiner auskömmlichen Domäne mußt dich ausschließlich auf deine Wirtschaft beschränken und bei dem einmal erprobten Rezept bleiben. Machst du noch einmal Seitenprünge, die dich und mich kompromittieren, so sage ich mich ausdrücklich, nötigenfalls durch die Zeitungen, von dir los, und dann magst du sehen, was aus dir wird. Die Mehrzahl der Verständigen und Gebildeten hält es, darauf kannst du dich verlassen, mit dem Grafen Traß und seinesgleichen.

Ziergläser. Die Kunstspielerei und die Originalitätssucht unsrer Tage treiben wunderliche Blüten. Eine der wunderlichsten sind die sogenannten „Ziergläser,“ die neuerdings der als Radirer hoch angesehene Berliner Professor Köpping erdacht, geblasen und in den Kunstgewerbemuseen der größeren deutschen Städte zur Schau gestellt hat. Auch im Leipziger Grassimuseum ist neulich von dem Herrn Professor eine Anzahl dieser Gläser ausgestellt und dazu ein erklärender Vortrag gehalten worden, über den die Tagesblätter eingehend berichtet haben.

Es muß als ein beschämendes Zeichen teils der Gedankenlosigkeit, teils der Geschmacksverbildung unsrer Tageskritik angesehen werden, daß diese Berichte durchweg lobend, ja begeistert von diesen „Ziergläsern“ sprechen, während der unbefangene Blick des Laien sogleich den blauen Dunst erkennt, mit dem hier wieder einmal — wie so oft — ein Dilettant (denn das ist Herr Professor Köpping auf diesem Gebiete) seinen kindlichen Versuch so geschickt zu umhüllen weiß, daß ihn die kritiklose Kritik und das nachschwägende Publikum für eine künstlerische That ansieht und als solche mit vollen Backen ausposaunt.

In Wahrheit sind diese im verwegnen Sinne „langstieligen“ Köppingschen Ziergläser greuliche Zwitterbildungen, nicht Fisch, nicht Vogel, weder Gläser noch Zierstücke: keine Gläser, d. h. Gefäße aus Glas (als die sie sich durch Fuß, Stiel und Kelch offenbar geben), weil sie bei dem ersten Versuch, sie als solche zu gebrauchen, zerbrechen würden; keine Zierstücke, weil selbst ein künstlerisch ganz anspruchloser Mensch diese ärmlichen, steifen Blumentarrikaturen nicht als Zierde empfinden dürfte. Sie sind also gar nichts und können gegen die wundervollen venetianischen, ja selbst gegen unsre böhmischen und schlesischen Gläser überhaupt nicht in Betracht kommen.

Dennoch hat sie die Presse allerorten als bewundernswert hingestellt und den Umstand, daß sie offenbar nicht zu benutzen sind, als etwas nebensächliches bezeichnet. Der Kunstkritiker eines Leipziger Blattes wirft sogar den „Nüchternheitsphilistern“ höhnend die Frage zu: „Müssen denn alle Gläser benutzt werden

können?" Als Antwort scheint mir die meines Zungen auf die Frage seiner Mutter: „Müssen denn alle Tage Schneeballschlachten sein?“ auch hier passend zu sein: „Ja, sie müssen.“ Denn welchen Sinn hätte es, ein Trinkgefäß zu gestalten, in der Voraussicht, daß es nie benutzt werden kann? Etwa, um sich des harmonischen Spiels der Linien zu erfreuen? Ist denn dazu die Form eines Gefäßes von nöten? Bildet diese nicht vielmehr ein Hindernis — hier ein ganz unnötiges — für die Entfaltung einer freieren Linien- und Formgebung?

Wenn Herrn Professor Köpping die Herstellung gläserner Blumen so wünschenswert erscheint (uns nicht!), warum legt er sich den Zwang auf, sie als Gefäße zu gestalten, da er sie doch als solche eingeständnermaßen gar nicht benutzen will? Warum treibt er die Nachahmung der natürlichen Blume, an der ihm so viel gelegen ist, daß er ihr die Zweckmäßigkeit des Gefäßes opfert, nicht weiter, nicht zur möglichsten Vollendung? Warum läßt er sich all die reizvollen Einzelheiten entgehen, die die Technik durchaus gestattet, und die sich auf vielen venetianischen Gläsern in entzückender Naturtreue finden, ohne daß dadurch deren Verwendbarkeit beeinträchtigt wäre?

Wenn der Herr Professor das alles nicht thut, so beweist er damit keineswegs „ein weißes Maßhalten,“ „einen feinen Sinn für die Grenzlinie des Naturalistischen und Idealistischen,“ und wie die schönen Redensarten lauten, sondern eine großartige Verständnislosigkeit für das, was man unter Stil versteht. Wir sind gern gewillt anzunehmen, daß er im besten Glauben an die Unwiderstehlichkeit seiner Kinder diese Wechselbälge bei Museen und Publikum unterzubringen sucht. Aber nicht minder fest steht uns der Glaube, daß, wenn der Künstler nicht eine so angesehenere Stellung einnähme, die Kritik minder gedankenlos zustimmend verfahren sein würde.

Dem schon erwähnten Kritiker des Leipziger Blattes, der die Forderung: „Erst vernünftig, dann schön“ als Nützlichkeitssfanatismus betrachtet, möchte ich als nachträgliches Neujahrsgeschenk ein Paar schöne Stiefel, die nicht anzuziehen, und einen schönen Hut, der nicht aufzusetzen ist, wünschen. Er könnte sie auf ein Börd seines Zimmers zu den Köppingschen „Biergläsern“ stellen und darunter seine geistvolle Bemerkung setzen: „Wird einer von den Blumen verlangen, daß sie gegessen werden können?“ Ich glaube, daß er an dem Anblick dieser Bierstücke in acht Tagen genug haben würde.

Leipzig

Georg Bötticher



Litteratur

Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften in selbständigen Bänden, herausgegeben von Runo Frankenstein. II. Abteilung: Finanzwissenschaft. 2. Band: Die Steuern; allgemeiner Teil von Dr. Albert Schäffle, k. k. Minister a. D. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1895

Der vorliegende Band des von uns wiederholt empfohlenen Werkes gehört zu denen, die einen unmittelbar praktischen Wert haben. Schäffle ist nicht der Ansicht, daß sich die Staatswissenschaften auf jener Höhe der reinen Theorie zu halten hätten, wohin kein Parteikampf reicht; er greift ins Leben frisch hinein, ohne